

RICHARD L. CARY VORLESUNG

DIE
RELIGIÖSE
GESELLSCHAFT
DER
FREUNDE

VON
ALFONS PAQUET

Th. 205

1937

QUAKER-VERLAG, BAD PYRMONT

Rufus M. Jones gewidmet

Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach
Printed in Germany

Vorwort

Richard L. Cary wurde geboren am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, und genoß die Ausbildung eines Bergwerksingenieurs. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends' Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde, mitzuarbeiten. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhr-Gebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der „Baltimore Sun“. Als Verfasser der Leitaufsätze dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder nahezubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, daß die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen

helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise durch Amerika, wo er, über seine Kräfte hinaus, in zahllosen Vorträgen versuchte, die aufsteigende Welle der Entfremdung Deutschland gegenüber zu bekämpfen. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, daß ein Schlaganfall ihn traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis von Richard L. Cary haben seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt ist, in jedem Jahre während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundlage des Quäkertums ergeben.

Die erste dieser Vorlesungen ist am 1. August 1936 in Bad Pyrmont von Hans Albrecht gehalten worden. Ihr Thema lautete: „Urchristentum, Quäkertum und wir“.

Liebe Freunde, die Anrede dieses Morgens gilt vor allem denen, die in diesem morgenhellen Raum versammelt sind. Aber sie gilt auch einem weit größeren Menschenkreise, der in einem Bewußtsein innerer Eintracht über die ganze Welt verbreitet ist, auf kein einzelnes Volk begrenzt, weit ausgreifend über die See, getrennt nicht nur durch Entfernungen, sondern auch durch Verschiedenheit der Herkunft, Sitte und Gewohnheiten — und dennoch verbunden, nicht nur in der Zahl und Benennung. Die Anrede geht noch weiter, zu allen, die im Klang des Wortes Freunde etwas von einer Schwingung empfinden, die weder aus Verwandtschaft noch aus Nachbarschaft herkommt, sondern aus Geist und Erleben. Und sie versucht selbst in jene Höhe, ja schon Verlorenheit, beinahe Übermenschlichkeit des Wortes Freundschaft einzudringen, wie es Christus aussprach, als ihm Judas gegenübertrat: Freund, warum bist du kommen? Ein deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts hat in einer Predigt über Gottes Verwirklichung im Menschen dieses Wort so ausgelegt: Du hassest mich und bist mein Feind, so habe ich dich lieb und bin dein Freund; du sinnst und gönnst und tust mir das Böseste, das du nur magst, so wünsch und gönn ich dir das Beste und gäb und täte es gerne, mögst du es dir nur gefallen lassen!

Diese Stunde dient aber auch der Erinnerung an einen Freund, der den geistlichen Dingen gegenüber wie ich ein Laie, zugleich auch ein Berufsgenosse und dabei ein Quäker in dem schönsten und eigentlichen Sinne war, so daß er, in Amerika geboren, eine Reihe von Jahren in unserem Lande wirkte und nun in dem kleinen grünen Wiesengarten vor der Tür dieses Hauses begraben ist. Vor einem Jahr wurde das Ansinnen an

mich gestellt, im Rahmen der Vorlesung, die alljährlich an Richard L. C a r y erinnern soll, hier zu sprechen. Ich sagte gern zu, das Thema, das ich vorschlug, erschien mir und anderen als ein sehr naheliegendes, das der Betrachtung sicherlich wert sei: Die Religiöse Gesellschaft der Freunde, also der eigentliche Name der Gesamtheit der Quäker.

Damals wäre ich bereit gewesen, den Vortrag aus dem Stegreif heraus zu halten, so einfach, so leicht und selbstverständlich erschien er mir. Genügte es nicht, ein geschichtliches Wissen, das aus Büchern und Überlieferungen bequem zu ergänzen ist, mit dem Hinweis auf das Geistige und das Praktische zu verbinden, das auch heute im Quäkertum lebt? Genügte es nicht, einmal die Vorstellung wachzurufen, die sich mit dem echten, alten Quäkertum, etwa dem des 18. Jahrhunderts, verbindet — die Vorstellung des Ruhigen, Gewissenhaften, Loyalen, Wohlwollenden, Behaglichen, dem Staat und der Gesellschaft Nützlichen und Willkommenen, des Heiteren, Gelassenen, eigentümlich Besinnlichen, aber auch eigenwillig Skrupelhaften jener Quäker. Dazu der unter ihnen und in sich gefestigten guten Bekanntschaft und Geduld, des gegenseitig voneinander Wissens, des rohe Dinge verabscheuenden, in bürgerlichen Berufen und Geschäften erfolgreichen, auch an bescheidenen Aufgaben freudig tätigen Menschenschlages, des zur Betrachtung neigenden, schweigsam frommen, zumindest ehrfürchtigen Kreises mit seinen großen Familien, seinen würdigen Alten, seinen friedliebenden, sanften Frauen? Selbst vor vielen, die das Quäkertum nur von außen kennen, steht eine Schau dessen, was es ist oder doch sein will.

Zwischen damals und heute liegt ein Jahr, ausgefüllt mit dem Erlebnis der Zeit, ausgefüllt auch mit einem immer wieder ansetzenden Nachdenken über das Thema. Dem Studium schien keine Grenze gesetzt, wie aber soll es ausreichen, dem Hörer vor allem eines spürbar zu machen, nämlich, daß es etwas Unnennbares, Heiliges, Frisches, immer Quellendes ist, das hier den Grund eines Zusammenwirkens von Menschen ausmacht. So viel äußere Merkmale des Quäkertums sich aufzählen lassen, so kommt es doch vor allem auf dieses Innere an, und seinen Sinn bekommt von diesem Inneren her auch

sein Name.“ Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Uns aber hat es Gott geoffenbart durch seinen Geist; denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“, sagt Paulus. Das berührt uns als Ausdruck dieses Inneren. Dürfen auch wir sagen: Uns aber hat es Gott geoffenbart? Wie beweisen wir den Geist, der alle Dinge erforscht? So kommt es also auch in diesem Augenblick, auch bei dem scheinbar Nebensächlichen der Betrachtung eines Namens darauf an, im Geiste der an die Tiefen rührenden Forschung sprechen, nicht in einer menschlichen Vorliebe oder Parteinahme.

Aber ist das überhaupt möglich? Hier liegt eine Schwierigkeit. Es wäre nicht schwierig, dem Thema in das Historische auszuweichen. Wäre nicht eine Darstellung der drei Jahrhunderte überaus fesselnd, die das Quäkertum in seinen mancherlei Wandlungen, in denen doch so viel Treue und Unwandelbarkeit mitgeht, in England gelebt und auf dieses Land seinen Einfluß ausgeübt hat? Und seiner Beziehungen zu altbritischen Frömmigkeitsformen, aber auch zur deutschen Mystik, überhaupt zum deutschen Geistesleben, die sich fühlbar erneuerten, seit es seinen Fuß nach Deutschland setzte? Oder wäre es nicht verlockend, in das Theologische auszuweichen, das darzustellen sucht, worin das Quäkertum anderen Bekenntnissen ähnlich ist und worin es sich von ihnen unterscheidet? Ich brauchte da nur zusammenzufassen, was in größerer Ausführlichkeit von Berufeneren schon gesagt ist. Da ich aber zu den Menschen gehöre, denen Glaube ohne Ketzerei schwer vorstellbar ist, so könnte es sein, daß ich mit den Freunden in einen Streit um Worte geriete, wo wir doch täglich erfahren, daß Dinge über uns stehen, die mehr sind als Worte. Ich neige nicht dazu, zu beklagen, daß es so viele Formen von Christentum gibt, gerade darin sehe ich das Versprechen seines auch zeitlich unbegrenzten Lebens und seine Möglichkeit, die Botschaft, die es trägt, an alle Menschen auszurichten. Auch Quäkertum ist in verschiedenen Formen und Temperamenten möglich, nicht nur in denen der altväterlichen Gelassenheit, sondern auch in denen der leidenschaftlichen

Mühe, des unentschlossenen Wartens, der quälenden innerlichen Not. Das Quäkertum ist noch nicht das Christentum selber. Es ist, wie alle Konfessionen, ein Zugang dazu. Wohl haben wir die Freude und den Eifer einer besonderen Botschaft an die Welt, die heute nur sehr wenig anders ist als zu jener Zeit, als die Quäker zum erstenmal gefragt wurden, was sie eigentlich wollten. Dieses Fragen, ebenso wie das Antworten, spinnt sich hin bis in diese Gegenwart. Der Not der Welt entspricht immer wieder der Versuch, diese Not zu mindern, und immer wieder der Ausblick auf den Boden unter unsern Füßen mitten in dem Schöpfungsmorgen unserer Zeit, wo das Trockene und das Wogende noch nicht geschieden sind, wo Licht und Finsternis miteinander kämpfen in manchmal bleiern drückenden, manchmal hoch und leuchtend aufgetürmten Wolkenbergen. Wenn wir der Aufgaben und Verantwortungen gedenken, wie sie etwa die Epistel der diesjährigen Londoner Jahresversammlung darlegt, dann wird alles zu einem Blick des Wanderers über ein weites Land, das er noch nicht betrat. Auch zu uns spricht die Zeit, auch zu uns die Not der Menschen und in ihr die Not des Glaubens, der Kirche und nicht des Christentums allein. Denn auch die anderen großen Religionen stehen in einer Art von Generalrevision. Das mag ein Vorgang sein, wie er in der Geschichte in Zeitabständen immer wieder stattfindet und der sich nie auf kleine Umkreise beschränkt. Aber er schafft dann auch immer wieder Gleichgestimmte. An der inneren Anteilnahme, mit der wir den Gang der Dinge betrachten, spüren wir die Bitte: dein Reich komme. Das Reich Gottes wird manchen von denen selig sprechen, die heute leiden.

Die Bereiche der Kirchen und der Freikirchen sind nicht genau unsere Bereiche. Wir mögen das, was vor unseren Augen sich abspielt, das Ende des alten konstantinischen Christentums nennen, das ja lange Jahrhunderte geherrscht hat und scheinbar an der menschlichen Natur so wenig geändert hat, als seien selbst die Ansätze zu Änderungen nie gewesen. Es ist ja schon so bei uns und in anderen Ländern, daß die Kirche in den Großstädten, aber auch auf den Bauplänen neuerer Siedlungen, nirgends mehr im Mittelpunkt des Lebens sich an-

siedelt, allenfalls noch am Rande, neben Bahnhof, Friedhof und Krankenhaus vielleicht, ein Zeichen, daß neue Kräfte lebendig werden wollen und die alten verdrängen. Was kümmernd Dogmen, Kultformen, alte Rechtsansprüche den Menschen unserer Zeit. Unter kaltem Schweigen wird das Schulbuch der Kirche aufgeschlagen, unter tobendem Beifall ist von ihren Flecken und Mängeln die Rede, übergangen wird, was sie großen Völkern noch immer durch ihr bloßes Dasein, selbst durch ihre Gebäude, ihre Formen bedeutet. Und was unsere Gesellschaft betrifft, so ist es auch ihr zuweilen anzuspüren, daß sie Jahrhunderte hindurch und bis heute noch im Schatten und in der Wärme der großen Kirchen gelebt hat, so leidenschaftlich auch die ersten Quäker zu ihr im Gegensatz standen. Sollte nicht von jenen ersten Quäkern her und von ihren Vorvätern, den Mystikern, das Gefühl in uns lebendig geblieben sein, daß die Erfüllung jeder großen säkularen Aufgabe sich aus Ablösungen zusammensetzt, daß immer wieder neue Gestalten aus dem Schatten hervortreten müssen, in der Hand die blitzende Schaufel des Pioniers. Und daß die Aufgaben, die in allen Ländern dieser Erde uns vor Augen liegen, wohl eines Tages erfüllt werden können, aber bestimmt nicht im Geiste der alten Kirchlichkeit.

Treten auch wir in die Reihe der Ankläger? Wenn wir es etwa müssen, dann mit dem Hinweis, daß in der Religion, im Kirchenglauben, in den Philosophien der letzten Jahrhunderte, besonders des 19. Jahrhunderts, die Worte Gerechtigkeit, Barmherzigkeit selten geworden sind und fast fehlen. Die Völker bekamen diese Lücken des Denkens, das ja doch den Gebrauch der öffentlichen Gewalten bestimmte, bitter zu verspüren. In den Zusammenhängen des Glaubens und Philosophierens fehlte auch ein anderer, für die Gestaltung der öffentlichen Beziehungen wahrhaft wesentlicher Begriff, einer der höchsten und gepriesensten unter denen, die noch nicht unmitttelbar als geschichtsbildende erkannt sind, nämlich der der Freundschaft. Wir sind nun da angelangt, wo wir auf die Frage antworten sollen: Was ist das, die Religiöse Gesellschaft der Freunde? Wir werden uns mit einer dreifachen Frage zu befassen haben. Die erste: Was bedeutet Religion in unserer Zeit?

Die zweite: Was bedeutet Gesellschaft im menschlichen und im religiösen Bereich? Zum dritten: Was besagt das Wort Freunde in seiner Tragkraft, gemessen an den Möglichkeiten, den Lasten und Anliegen der menschlichen Natur?

*

„Die Religion ist wieder im Fluß. Alte Epochen eilen unaufhaltsam ihrem Ende zu, ihrer Zeiten gerüttelt Maß ist voll: Eine neue Gottheit, scheint es, will uns ihr Angesicht enthüllen. Fremd muten den befangenen Sinn ihre Rätselzüge an. Aber fremd nur darum, weil wir uns selber entfremdet sind. Schon einmal, in der Väter Tagen, hat ihr Auge uns angeblickt, schon einmal hat sie darum gerungen, in unserem Stamme sich eigenste Wirklichkeit zu geben. Fremde Gewalten haben selbst die Erinnerung daran uns ausgetrieben.“ Das sind Worte nicht von mir, auch nicht einem Buch von heute entnommen, sondern die Anfangssätze des Vorworts zu dem Büchlein vom Vollkommenen Leben, das 1907, also vor dreißig Jahren, von Herman Büttner herausgegeben, in Jena erschien. Entnommen einer Einführung in dieselbe Theologia Deutsch, die den jungen Luther so tief anrührte, daß er sie, noch als Augustinerbruder in Erfurt, im Druck mit einer eigenen starken Vorrede herausgab. Einem Buche, das die Grundlage und den Ausgangspunkt großer geistiger Bewegungen in Deutschland bildete, im Fortgang der kirchlichen Reformationsbewegung, die mit Meister Eckehard begann, im Anfang der Bewegung der Gottesfreunde, im Anfang der Bewegung des freien Geistes, die dann die Gottesfreunde zwischen sich und der Kirche „wie zwischen Mühlsteinen rieb“. Das kleine Buch eines unbekanntenen Verfassers, von dem wir nur wissen, daß er gegen Ende seines Lebens, um die Mitte des 14. Jahrhunderts wohl, die Stelle eines Kustos des Deutschordenshauses in Frankfurt am Main einnahm, wurde von der Kirche anfangs geduldet, dann verboten und verbrannt. Aber es erschien wenn auch in entstellten, verstümmelten, gefälschten Formen immer aufs neue. Sein Geist und Inhalt war so, daß immer wieder Strömungen, Geist, der im Christentum das Vollkommene zu fassen suchte, sich auf die Worte des Frankfurter Deutschherrs beriefen, eine

Denkweise, die noch Schopenhauer so tief und bedeutsam fand, daß er sie neben den Urkunden des Buddhismus und — seinen eigenen Schriften am höchsten schätzte. Und auf den Widerstand gegen „fremde Gewalten“, die uns sogar die Erinnerung an den Versuch, in der Religion die eigene Sprache zu sprechen, ausgetrieben, berufen sich auch heute die Menschen wieder. Was sind da dreißig Jahre? Was sind da Jahrhunderte? Die Religion ist wieder im Fluß, heißt es. Ist sie wirklich wieder im Fluß, und nicht im Versiegen, nicht im Erstarren? Darauf kommt es an.

Ferdinand Tönnies spricht einmal davon, daß alle Religion mit der Betrachtung des Todes begann. In der Tat, was wir von den antiken Religionen wissen, das zeigt, wie das Grauen vor dem Tode und vor der Unterwelt die Menschen zu den Kulte brachte. Noch das frühe Christentum, die Stimmung des 3. Jahrhunderts, die in der griechisch-russischen Orthodoxie bis in unsere Tage weiterlebte, knüpft an Todesstimmung an, darum wird in ihr kein Fest so ergreifend, so jubelnd gefeiert wie das Osterfest. Religion ist Furcht und Jubel, sie ist nicht Geist schlechthin. Das Geistige, der Geist ist lebendiger Widerschein der Seele, ihr Widersacher nur selten, und, wie auch die Materie, manchmal ihr Erwecker; wir können nicht aussagen, was Geist, was Materie eigentlich ist. Stark und geschmeidig genug sind beide zusammen, um das Schlangengespräch im Paradiese zu führen. Religion ist Rückverbindung mit Urkräften der Schöpfung. Nicht nur mit den ordnenden, harmonischen, auch mit den chaotischen. So gesehen, gehört der in tausendjähriger Sukzession geweihte christliche Priester in die Zone des Religiösen wie der Medizinmann im haitianischen Busch. Religiöse sind alle jene, die Gnadenmittel anerkennen und gebrauchen. Wahres religiöses Sein aber muß uns freilich in den Stand setzen, zu unterscheiden. Abzulehnen die Scheinformen, bei denen der Gebrauchende nichts mehr denkt, nichts mehr empfängt. Anzuerkennen jede Äußerung echter Lebensverbindung, die strömend ist wie die Beziehung zwischen Mutter und Kind, Vater und Sohn, Freund und Freund. Hier lebt, neben Furcht und Angst vielleicht, das gleiche Licht in der Herzenswelt des armen Indianers oder

der alten Negerin wie der unseren. Neben dem bitteren Zweifel in der Seele des Denkers lebt sein entzückter Einblick in die Wunderwelt Gottes. Der Deutschherr sagt: „Gäbe es in der Natur nicht Vernunft und Willen, Gott wäre und bliebe unerkannt und ungeliebt.“ Wir erkennen also auch Gott nicht ohne Anwendung von Vernunft und Willen. Religion im Goetheschen Sinne, als Ausdruck der Verehrung des Unnennbaren, der Bewunderung des Lichts und der herrlichen Werke der Schöpfung hat die eigentliche Menschwerdung des Menschen begleitet. Und vor jedem Abschnitt dieser Menschwerdung, so scheint es, jedesmal da, wo auch die Gefahr des Rückfalls am heftigsten war, stehen die großen Umbrüche der Religion — Aufstieg und Untergang eines kosmischen Erkennens, vom Blühen und Zerfall der Kulte nicht zu trennen. Vieles ist niedergelegt in alten Einweihungsgebräuchen, die bestimmt waren, die Seelen über die Schrecken des Todes schon auf dieser Seite hinwegzuheben. Doch daneben geht das unablässige Suchen nach dem reinen Glauben im Geiste und in der Wahrheit, nach der gestaltlosen Religion, die der Bilder und Symbole nicht bedarf. Auch Philosophie und Wissenschaft sind solche bildlose Religionen, groß, aber auch höhnisch in ihrem resignierenden Ausdruck des „Ignorabimus“. Sie erscheinen wie eine Gruppe von Inseln, durch tobende Meere abgeschnitten von den sonnigen Festländern des Vertrauens auf die Nähe und Güte des himmlischen Vaters. Ihre Lote reichen nicht in die unermesslichen Tiefen, die das Heilige immer wieder auslotet. Wir wissen von den kultischen Plätzen und Symbolen, wir kennen ihr Entstehen, Gott im Menschen hat auch die große Kirche geschaffen und ihr manches vorausgegeben vor den kleinen Gemeinschaften. In der Sintflut stehen ihre Dome wie mächtige Archen. Sie hat die Feierlichkeit ihrer Hymnen, den geheimnisvollen Dienst vor den Altären, die Pracht, den Glanz, die Dramatik ihrer Predigten, die wechselnden Muster ihrer Gewänder, den Ruf der Glocken an die ganze Stadt. Wenn das Herz matt werden will, so braucht es sich nur mitreißen zu lassen von der einfachen und doch gleichsam astronomisch bestimmten Ordnung der Festzeiten, in denen die Umzüge, die Veranstaltungen des Kirchenjahres ihren unerschütter-

lichen Platz einnehmen, dazu noch die wohlgeordneten sinnvollen Gebräuche um Hochzeit, Kindtaufe, Begräbnis und Gedenken der Toten. Ein Kalendarium umschließt da alles Auf und Nieder der Seele, ein mütterliches Gewand hüllt das ewige Kind im Menschen in seine Falten. Alles das haben die freien Geister nicht. Auch die kleinen Gemeinschaften, die Gottesfreunde, haben es nicht. Sie haben das Abenteuer, das Wagnis in einer Welt, die um Freiheit kämpft und um Ordnungen ringt. Und so ist auch das Quäkertum aus dem Weg der Mystik, in dem sein Anfang lag, eingebogen in den Weg des Protestantismus, nicht ohne Berührung mit der Welt der freien Geister. Es trägt nicht die Last einer Kirche. Kulte und Symbole können zerstört werden. Bonifatius fällte die Donar-Eiche, Karl der Große die Irminsul, Olaf Tryggvason zerstörte die altgermanischen Weihestätten und Denkmale. Die Wikinger und Normannen dagegen brannten Kirchen und Klöster nieder. Immer waren die heiligen Stätten Bastionen, die niedergelegt werden konnten. Immer gab es die andere Schau — eine Religion hinter den Religionen. Sie schaute hindurch auf die Lichterscheinungen des menschlichen Herzens. Diese aber sind hüben und drüben gleich. Niedergelegt können sie nicht werden. Denn sie sind eben das, was zwischen den Zäunen herausschaut, immer unvollständig, immer das Zeichen einer noch unzugänglichen, unausmeßbaren Fülle, immer mit dem Eingeständnis der Enge der menschlichen Natur verbunden, immer aber auch ein Hinweis auf die vielen Wohnungen im Hause des Vaters. Der Vater im Himmel — das bedeutet ja etwas seltsam Doppeltes. Es bedeutet, nach der Auslegung der wissenschaftlichen modernen Psychologie, etwa jene dunkle Stimme, die manchmal im Traum so erschreckend und wissend auftritt und uns bestürzt macht über die Kluft zwischen einem äußeren Leben, das wir führen und einem inneren — die Stimme jenes „zwei Millionen alten Mannes“ in uns, wie C. G. Jung es nennt, die Stimme des Ahnes, des Urmenschen in unserem Blute. Und es bedeutet, mit Karl Barth, das „ganz Andere“ über uns, das niemals Erklärbare, niemals Faßbare, niemals Ausführbare. Jesus, so wage ich zu sagen, vereint in dem Worte Vater beides, das ewig Lichte und das ewig Dunkle,

das ewig Gefürchtete und das ewig Trauliche. Das Gebet, das er lehrte, beginnt mit den Worten: Unser Vater.

Religiöse Gesellschaft der Freunde. Auf dem alten Denkstein, der draußen an der Friedhofsmauer angebracht ist und an die Geschichte dieses Versammlungshauses erinnert, steht zu lesen: Christliche Gesellschaft der Freunde. Und in England heißt es einfach: Society of Friends. Dort also hat das Wort Freunde schon an sich eine Färbung, die das Religiöse, das Christliche mit umfaßt. Es ist nun manches Mal gesagt worden, diese Gesellschaft der Freunde sei dem Urchristentum näher als andere Gemeinschaften. Wir werden noch zu betrachten haben, wie weit der religiöse, der christliche Bestand an dem Worte Freunde geht, das ja elementar zum Leben aller Menschen gehört, so sehr, daß wahrlich der als arm und elend zu betrachten ist, der keinen Freund besitzt. Freundschaft reicht quer durch die ganze Welt der Menschen, sie reicht bis in die Welt der Tiere, sie ist Nahrung und Sonne selbst in der Welt der Pflanzen. Unsere Vorstellungen vom Urchristentum haben meist etwas Sagenhaftes. Es geht da ja nicht nur um die Urgemeinde jenes ersten Pfingsttages in Jerusalem. Urchristentum sind auch jene kleinasiatischen Gemeinden, an die die Sendschreiben gerichtet waren, zum Urchristentum gehören die von Paulus und andern Aposteln gegründeten Gemeinden auf griechischem und römischem Boden. Sie waren hier aus Schulen des Judentums, dort auf dem Boden alter Mysterienkulte entstanden, hier als Zerfallsprodukte einer erschütterten antiken Welt, dort als Sonnenaufgangsstrahlen einer neuen. Viele ihrer Einrichtungen, ihrer Mühen, auch ihrer Gegensätze kennen wir nicht mehr. Die Märtyrerakten sprechen von dem kühnen inneren Leben der ersten Christen, von der Größe ihrer Haltung, von der Unmittelbarkeit ihrer Erwartung, daß Christus in den Wolken wiederkehre. Aber was ist aus den urchristlichen Formen der Taufe, der Fußwaschung, des Brotbrechens, der Ölung geworden? Was bedeuten für uns die urchristlichen Gaben des Zungenredens, der Weissagung, des Handauflegens? Wo bleibt die da und dort vermerkte Gütergemeinschaft, die ja Verbrauchsgemeinschaft, schwerlich Arbeitsgemeinschaft im heu-

tigen produktivgenossenschaftlichen Sinne war, zu der im antiken, auf Sklaverei gebauten Wirtschaftssystem jede Voraussetzung fehlte? Das Urchristentum ist als der große Sklavenaufstand in der Antike bezeichnet worden, in Wirklichkeit gebot es den Sklaven, Sklaven zu bleiben. Mehr als ein Jahrtausend später erst wurde im Namen Christi die Aufhebung der Sklaverei gefordert. Es war die Mystik, die das Wort von der Freiheit aufnahm bis hin zur Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen, Deutsche waren in Amerika die ersten, die sich gegen die Sklaverei erklärten, mit ihnen die Quäker, und von George Fox bis John Woolman, bis Stephen Grellet und weiter bis zu Abraham Lincoln ist die Rolle des Quäkertums aus der Geschichte der Vereinigten Staaten nicht wegzudenken, vor allem nicht aus ihrer inneren Geschichte, aber auch nicht aus der ebenso selbstbewußten wie menschlich schönen Formel ihres außenpolitischen Verhältnisses zu anderen Ländern: „Freunde ja, aber nicht Verbündete.“ Der Abstand gegen das Urchristentum ist sichtbar, er bezieht sich auch auf die Stellung der Frau. Die Urgemeinde, und nach ihr die Kirche, hatte nur dem Manne das Wort gestattet. Die Frau war hörig in allem, was die Religion betraf. Aber schon hinter den religiösen Bewegungen des 12. und des 13. Jahrhunderts in Europa steht die Gemütskraft der zur Selbständigkeit erwachten Frau. Da waren es Hildegard von Bingen, die heilige Elisabeth, die verehrt wurden wie Prophetinnen. Die Kirchenlehrer hatten in Zweifel gezogen, ob die Frau eine Seele habe. Wieder — „wie in vorchristlicher Zeit“, sagt Büttner — wird nun dem Weibe, als dem Hort und Quell ursprünglicher Offenbarung, Verehrung gezollt. Eine treibende Kraft in dieser Entwicklung waren die Frauen, die sich aus dem festen mittelalterlichen Familienverband gelöst und zu gemeinsamer Andacht und Arbeit genossenschaftlich zusammengeschlossen hatten. Erst nach dem Muster dieser Arbeitsgemeinschaften religiös erweckter Frauen, — der Beginen — haben sich die Genossenschaften der arbeitenden Begarden gebildet. Die Beginenhäuser in den Städten waren Pflegestätten gottesfreundlicher Frömmigkeit. Die Kirche zögerte später nicht, diese Organisationen mit Stumpf und Stiel wieder

auszurotten. Damals aber war es, daß die Gemeinschaft religiösen Empfindens den vielgenannten Kreis der Gottesfreunde zusammenschloß — Männer und Frauen aller Stände und Berufe, in der Kirche Stehende zumeist. Ihre Gruppen entbehren einer festen Organisation, stehen aber auf weithin mit Gesinnungsgenossen in Verbindung und Austausch. Hier geht der Priester mit dem Waldenserapostel, der seßhafte Bürger mit dem fahrenden Begarden. Der Unterschied zwischen Kleriker und Laien hat seine Geltung verloren, nur die religiöse Persönlichkeit, nicht das Amt, befähigt zur Führerschaft. Auch Priester verschmähen es nicht, sich der geistlichen Leitung eines geförderten Laien zu unterstellen, sich ihm „an Gottes Statt zu grunde zu lassen“. Die Kirche bestrafte, sobald sie wieder das Heft in Händen hatte, diese Schändung der Kaste damit, daß sie nicht nur Laien, sondern auch Priester als Ketzer verbrannte. Die Scheiterhaufen rauchten den ganzen Rhein entlang.

Dieser Rückblick soll nichts anderes zeigen als den Inhaltswandel einer Gemeinschaft, auch im religiösen, im christlichen Bereich. Da begegnen wir Formen, die uns fremd geworden sind, und anderen, wie denen der Gruppe, die wir noch heute kennen. Ist es nun nicht bezeichnend, daß sich die Vereinigung von Menschen, die zusammen das Quäkertum ausmacht, nicht Gemeinschaft nennt, sondern *Gesellschaft*? *Gesellschaft* ist nicht Gemeinschaft. Wir haben uns gewöhnt, *Gesellschaft* für den geringeren Wert zu halten, wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort eine kritische Vorstellung. *Gesellschaft* ist ja wohl nichts eigentlich Erstrebenswertes, sie ist da, vielleicht kann sie einmal zur Gemeinschaft werden, Gemeinschaft gilt sozusagen als das Hochziel der *Gesellschaft* — zugegeben die unvorstellbaren Stufen, die da zu überwinden sind; denn Gemeinschaft und Gemeinschaft schließt an Unterschieden und Gegensätzen alles Erdenkliche ein. *Gesellschaft* ist einfache Addition, ist Gesellung von Individuen, von Zellen. Eine eigene Zurückhaltung liegt in dem Wort, eine überlegene Kühle beinahe. Es fehlt das Einigende, eng Zusammenschließende, Wärmende und Bergende, dafür wähnt sich *Gesellschaft* gleichsam der Weltseele näher, sie schaut sozusagen voll

Hochmut hinab auf Gemeinschaft in ihrer Abgeschlossenheit und Enge, auf die Gemeinde, die sich die Gemeinte nennen mag, oder auf die Allgemeinheit, die Gemeine, das Gemeine. In den Gemeinschaften wittert die Gesellschaft ihren Richter, ihren Feind. Gesellschaft kann zusammengesetzt sein aus widerstrebenden, ja einander bekämpfenden Interessen, immer ist in ihr ein Teil, der für sich das Recht in Anspruch nimmt, sich allein mit dem Namen der Gesellschaft zu schmücken. Gemeinschaft umfaßt Verwandtenkreise, Bruderschaften, Nachbarschaften, sie kann etwas Zusammengezwungenes, an Ort und Bestimmung Gebundenes und damit etwas von Zusammenwachsen und Ansteckung, etwas Passives, Empfangendes, Ausbrütendes haben, wie Hausgemeinschaft, Schiffsgemeinschaft, Tischgemeinschaft. Gesellschaft dagegen setzt Bewegungsfreiheit voraus, behält sich Ordnungen wie Änderungen vor und geht über Gemeinschaft hinweg. Da kann sie etwas Hartes, Männliches, Abstoßendes haben, aber sie ist auch etwas, das sich immer wieder herstellt, etwas, das eigentlich nie verletzt werden kann. Gemeinschaft kann sich auflösen, kann zerbrechen. Gesellschaft also setzt sich nicht nur aus Einzelnen und aus Kreisen zusammen, sie gibt selbst Gruppen und Gemeinschaften ihren Ort. Gemeinde nennt sich die Verfassungsform, das Statische eines Dorfes, einer Stadt, Gesellschaft ihr bewegter Inhalt, der sich ausdrückt in Veranstaltungen, in Begegnungsformen, sogar in den Unternehmungsformen der Gemeinde, die freien Handelsgesellschaften nachgebildet sind, wie etwa die Trambahn- oder Verkehrsgesellschaft, die Gas- und Elektrizitätsgesellschaft mit ihren Leistungen und ihrer Werbung, mit Buchführung, Geschäftsordnung und Geschäftsbericht, mit Kapital und Angestellten. „Die Theorie der Gemeinschaft“, sagt Ferdinand Tönnies in seiner Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft — „geht von der Einheit menschlichen Willens aus als einem ursprünglichen und natürlichen Zustande, welcher trotz der empirischen Trennung und durch dieselbe hindurch sich erhalte, je nach der notwendigen und gegebenen Beschaffenheit der Verhältnisse zwischen verschiedenen bedingten Individuen mannigfach gestaltet. Die allgemeine Wurzel dieser Verhältnisse ist der Zusammen-

hang des vegetativen Lebens durch die Geburt; die Tatsache, daß menschliche Willen durch Abstammung und Geschlecht miteinander verbunden sind und bleiben. Hier spielen hinein Gefallen, Gedächtnis und Gewöhnung, schließlich auch in möglichst hohem Grade die Gleichheit des Wesens.“ „Die Theorie der Gesellschaft dagegen“, sagt Tönnies an anderer Stelle weiter, „konstruiert einen Kreis von Menschen, welche, wie in der Gemeinschaft, auf friedliche Weise nebeneinander leben und wohnen, aber nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt sind — und während dort verbunden bleibend trotz aller Trennungen, hier getrennt bleiben trotz aller Verbundenheiten. Sondern hier ist jeder für sich allein. Die Gebiete der Tätigkeit, der Macht sind voneinander abgegrenzt. Solche negative Haltung ist das Normale und immer zugrunde liegende Verhältnis dieser Machtsubjekte gegeneinander und bezeichnet die Gesellschaft im Zustande der Ruhe. . . Keiner wird dem andern etwas tun und leisten, keiner etwas gönnen und geben wollen, es sei denn um einer Leistung und Gegengabe willen, welche er seinem Gegebenen wenigstens gleich achtet.“ Schließlich sei es die Gesellschaft, die beispielsweise nicht nur den Begriff des Geldes eingeführt habe, sondern ihn auch darstelle als an sich wertlose Ware, die allein ihren Wert durch den Tausch erhält.

Wenn wir diese gewiß bezeichnende, aber für die menschlichen Gemütskräfte nicht eben schmeichelhafte, nämlich ihre scheinbare Schwäche, ihr Zurücktreten bezeichnende Darstellung im Auge behalten, so mag es uns von vornherein kaum noch möglich erscheinen, daß es Gesellschaft im religiösen Bereich überhaupt geben sollte. Der Jesuitenorden, der sich Societas Jesu nennt, bildet da eine recht sichtbare Ausnahme, verständlich vielleicht insofern, als eine besondere soldatische Aggressivität und Intellektualität mit dem Wesen dieses Ordens verbunden ist. Aber wir müssen uns auch der Epoche erinnern, da der Zusammenschluß gleichgesinnter Menschen in der Form von Gesellschaften mehr als vorher in den Bereich des öffentlichen Lebens eindrang, um für das öffentliche Wohl zu wirken. Das geschah in jenen patriotischen, polytechnischen, gemeinnützigen, naturforschenden Gesellschaften, die in der

Zeit der Aufklärung entstanden und mit ihren bewährten Einrichtungen bis heute weiterwirken, besonders in einzelnen Städten, die danach strebten, dem Bürgersinn durch solche Einrichtungen sichtbare Beispiele zu geben. Die religiöse Gesellschaft der Freunde ist nun weder aus dem soldatischen Grundzug entstanden, der den Jesuitenorden kennzeichnet, noch aus dem der reinen Nützlichkeit. Ehe jene anderen, wesentlich philanthropischen Gesellschaften entstanden, war sie bereits am Leben. Friends House in London, wohl auch das entsprechende Haus der Friends' Service Committee in Philadelphia, steht nun freilich in vielen und regen Tätigkeiten. Von dort aus betrachtet, ist die Gesellschaft der Freunde nicht unähnlich einem großen Unternehmen. Volle Tätigkeit in den Arbeitsräumen, Passivität und Stille in den Andachten. Ernstes Besinnen in den meetings for sufferings wie in den Monatsversammlungen und Bezirksversammlungen, deren Anliegen in ruhiger Weise zum Beschluß gebracht werden, doch volle geschäftliche Sachlichkeit in den Ausschüssen, Briefen, Tätigkeiten, Gesandtschaften, die nach außen strahlen und Verbindung halten mit Angehörigen der großen Menschengesellschaft auf der ganzen Erde. Gegründet aber ist das alles auf eine geistig-seelische Substanz, die sich eben in dem Namen ausspricht: Gesellschaft der Freunde. Noch einmal will ich hier Ferdinand Tönnies, den Soziologen, zitieren, und zwar die schönen und bezeichnenden Worte, die er der Freundschaft widmet. „Freundschaft“, sagt er, „wird von Verwandtschaft und Nachbarschaft unabhängig als Bedingung und Wirkung einmütiger Arbeit und Denkungsart; daher durch Gleichheit und Ähnlichkeit des Berufs oder der Kunst am ehesten gegeben. Solches Band muß aber doch durch leichte und häufige Vereinigung geknüpft und erhalten werden, wie solche innerhalb einer Stadt am meisten Wahrscheinlichkeit hat; und die durch den Gemeingeist gestiftete, gefeierte Gottheit hat hier ganz unmittelbare Bedeutung für die Erhaltung dieses Bandes, da sie allein oder doch vorzugsweise ihm eine lebendige und bleibende Gestalt gibt. Solcher guter Geist haftet darum auch nicht an seiner Stelle, sondern wohnt im Gewissen seiner Verehrer und begleitet ihre Wanderung in fremde Lande. So

empfinden sich, gleich Kunst- und Standesgenossen, auch die in Wahrheit Glaubensgenossen sind, überall als durch ein geistiges Band verbunden und an einem gemeinsamen Werke arbeitend. Daher: wenn das städtische Zusammenwohnen auch unter dem Begriff der Nachbarschaft gefaßt werden kann; wie auch das häusliche — so bildet hingegen die geistige Freundschaft eine Art unsichtbarer Ortschaft, eine mystische Stadt und Versammlung, die gleichsam durch eine künstlerische Intuition, einen schöpferischen Willen lebendig ist. Die Verhältnisse zwischen den Menschen selber als Freunde und Genossen haben hier am wenigsten einen organischen und innerlich notwendigen Charakter; sie sind am wenigsten instinktiv und weniger durch Gewohnheit bedingt als die nachbarlichen; sie sind m e n t a l e r Natur und scheinen, im Vergleich mit den früheren, auf Zufall oder freier Wahl zu beruhen.“

Gesellschaft — immer also und unter allen Umständen. Sie ist immer echt, man kann sie nicht verfälschen, sie ist gleichsam das neutral Lebendige wie die Luft, das Wasser, die Erdkrume. Gemeinschaft dagegen ist ein Gebilde, das bald so gelingt, bald anders. In der Gesellschaft weht die herbere gleichmäßigere Luft, in ihr lernt man sparsam mit dem Worte Freund umgehen, aber man lernt es in ihr auch schätzen. Vor nichts wird man das heilige Wort mehr schützen müssen als vor der Sentimentalisierung oder Sensualisierung, vor der Überschwänglichkeit, die über jenes unsichtbare, feine Maß hinausgeht, das die eigentliche Kraft und Würze aller Freundschaft ist. Tönnies wendet die Bezeichnung mystisch auf die Erscheinung der Freundschaft an. In der Tat, hier bleibt immer etwas Un erklärbares, scheinbar Zufälliges. Aus der Freundschaft ermißt der religiöse Mensch, mehr noch als aus der Liebe zwischen Mann und Weib, die Liebe Gottes zu den Menschen. Hier heißt Gott nicht den Körper lieben, sondern vor allem die im ganzen Menschen verkörperte Seele. Freundschaft ist frei von dem Druck, der sonst Verwandtschaft, Nachbarschaft, Kameradschaft zuweilen begleitet. Und an ein Wort des Erasmus sei erinnert: „Die Natur — oder vielmehr Gott — hat diese Kreatur gebildet, nicht für den Krieg, sondern für die Freundschaft, nicht für die Vernichtung, sondern für die Gesundheit,

nicht für das Unrecht, sondern für Güte, für das Wohltun.“ Gesellschaft und Freundschaft können einander durchdringen, Gesellschaft hält das Notwendige der Freundschaft eher offen als Gemeinschaft. So ist religiöse Gesellschaft, an sich ein Paradoxon, möglich unter dem Worte, das alle ihre formalen Dinge leicht und sicher macht und zugleich auf ein Ziel weist: Gesellschaft der Freunde. Zwei Ströme begegnen sich gleichsam in ihrem dynamischen Prinzip, vergleichbar dem Zweiphasenstrom in der Elektrotechnik. Aus der wesentlich passiven, weiblichen Sphäre der in den Gruppen wohnenden inneren Gemeinschaft geschieht immer wieder der Übertritt in die männliche, weitere Sphäre des Unternehmens, ja des Rechnens — nicht im egoistischen Sinne, sondern im Sinne der zum Guten gesetzten Aufgabe. Und es vollzieht sich zugleich immerfort der Übergang des Erlebens der Welt wie sie ist in die Sphäre des sie Fühlens und Durchschauens, in die Sphäre der Kontemplation, aus ihr dann aber in die des ruhigen Denkens und Überlegens, wie in Einzelfällen oder Gesamtzuständen Hilfe, Abhilfe möglich sei, die oft nur möglich ist, wenn mit dem so gerichteten Willen auch Weltkenntnis verbunden ist, ein Vertrautsein mit den Formen und Bedingtheiten der aus Nationen, Behörden, Individuen, aus Machtgebilden und Wehrlosen zusammengesetzten menschlichen Gesellschaft. Das alles sind, um noch einmal soziologisch zu sprechen, Voraussetzungen der Aktivität, zur Unabhängigkeit von der Natur — man könnte auch sagen von Verhältnissen — und zur Herrschaft über diese. „Wie der Jäger . . . ist er in die Ferne zu spähen angeregt; er übt die aktivsten, selbständigsten Sinnesorgane, schärft sie für die Wahrnehmung entfernter Dinge und macht ihren Gebrauch eben dadurch mehr von dem eigenen Gesamtzustande als von unmittelbar empfangenen Eindrücken abhängig. Auch der Wanderer bedarf der Fernsicht, der Umsicht, Vorsicht in jedem Sinne. Er muß sich gewöhnen lernen, entscheidend was, im Hinblick auf gegebene Umstände, zu tun das Richtige sei.“

Nicht zufällig gebraucht Tönnies das Bild von der mystischen Stadt, die gleichsam durch eine künstlerische Intuition lebendig sei und Freundschaft heißt. Freundschaft war einmal aufs stärkste mit dem Werden der Städte verbunden. So in Frankreich. Amitié im historischen Sinne hatte etwas Rechtsverbindliches, hatte einmal durchaus die Bedeutung von Lebensgemeinschaft. So wie man einmal die Zünfte als ein Konvivium bezeichnete, so waren im strengen, wörtlichen Sinne hier genaue Vorschriften gesetzt. Es handelte sich da, wie Erich Troß einmal in einer Untersuchung über die Anfangszeit der Städte ausgeführt hat, um eine eigenartige Mischung von Kooperation und Eigentum, die dem Einzelnen viel gab und seinen Wagemut der Gemeinschaft zur Verfügung stellte. „Der industrielle Betrieb von heute“, sagt Troß, „macht — auf die Arbeitnehmer hin gesehen — von dieser mit dem Beginn der abendländischen Geschichte gegebenen, vom Calvinismus fortgebildeten — Kooperationstradition umfassenden Gebrauch.“

Stehen wir vor einer allzu historischen, abgezogenen Deutung des Wortes Freundschaft? Das ist nicht die Absicht. Dieses Wort ist uns durchaus mit Leben und mit immer neuer Weisheit ausgefüllt. Sein Inhalt steht gleich mit den höchsten Absichten des Christentums — die Menschen zu Freunden untereinander zu machen. Im Entstehen der Freundschaft mögen geistige Gesetze mitsprechen, das Gesetz der Typenähnlichkeit, oder auch das des Gegensatzes, vielleicht Wahlverwandtschaft im Goetheschen Sinne — immer ist es aber auch etwas mehr. In jeder Sprache hat das Wort Freundschaft seine eigene Farbe, sein eigenes Hintergründiges. Hat nicht das Wort Freunde im Deutschen etwas von den sich Freuenden? Das slawische Wort „drug“ hat etwas vom gemeinsamen Joch, das französische „ami“ hat mit aimer zu tun und mit âme. Und das englische „friend“ hat seinen ganz eigenen lieblichen, begütigenden Klang. Freundschaft ist ein wundervolles Wort in allen Sprachen, es zeigt Wohlwollen an, ein Bestreben, Freude zu machen, Trost zu spenden. Es bedeutet Einsatz für die Sache des andern und das Bestreben, dem andern gegenüber den eigenen Wert zu erhöhen, vielleicht durch Zurückhaltung und Zartheit, die auch den Ungeschlachten, Plumpen,

an Kräften Überlegenen ganz verwandelt. Gute Freunde sind wie das tägliche Brot, sagt das Sprichwort. Und über dem Freund, an den man Grüße richtet, dem man Postkarten schreibt, den man anpumpen kann, gibt es die andere, die höhere Region — Freundschaft auch zu denen, die wir nicht kennen, wachgerufen vielleicht, vielleicht aber auch gedämpft durch die Freundschaft zu Gott, mit Gott — mit Christus. Freundschaft unter den Menschen auf der Grundlage der Gottesfreundschaft, hier ist eine doppelseitige Beziehung, die ein System der Gegenseitigkeit wohl denkbar macht, das tiefer noch ist als das der chinesischen Ethik, unter deren Geboten die Freundestreue oben steht. Sie ist nicht eine der außergewöhnlichen Tugenden, es versteht sich ja von selbst, daß der Freund den Freund in der Not nicht verläßt und sich wortlos zu den größten Opfern anstrengt. So vollzieht sich auch hier von der Seite der Freundschaft her die Annäherung an ein großes ethisches Ideal, nämlich der Freundschaft auch zum Unbekannten.

Und das Christentum? Mitten im Johannesevangelium trifft uns ein neuer, bis dahin nicht vernommener Ton: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid. Denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kundgetan. Ich gebiete euch, daß ihr euch untereinander liebet.“ Jäh und erschütternd kommt hier ein tief menschliches Fühlen, kommt Einsamkeit und liebende Sorge zum Ausdruck in diesem fast beschwörenden Wort des Meisters an seine Jünger. Es gibt heute wie je die Knechte, die Jünger, die Apostel, die Diener und Dienstmägde Christi. Klingt neben diesen Benennungen nicht das Wort Freunde sehr anmaßend? Die Diener, die Knechte, die Soldaten Christi haben ein Bedürfnis der Anbetung, der Unterwerfung, der Selbsterniedrigung, der Demut, das wir nicht anrühren wollen. Aber unter den Knechten sind auch immer die Mietlinge, die Abtrünnigen, die Rebellen. Freundschaft, auch Christus gegenüber, umschließt immer etwas von Freiwilligkeit, von Vereinigung auf dem Wege, ja von Rechten aneinander. Vielleicht wäre das Gebot an die Jünger, einander zu lieben, nicht nötig gewesen, wenn die Jünger von Anfang an Freunde gewesen

wären und nicht manchmal in sehr beunruhigender Weise ihre Zweifel, ihre Eifersucht, vielleicht auch denselben dumpfen Wunderglauben zum Ausdruck gebracht hätten wie die Menge. So gibt ihnen Jesus dieses Wort wie eine Mahnung, wie ein Geschenk an ihr Selbstbewußtsein und zugleich an ihre Demut. Damit ist das Wort Freund im Religiösen ein neuer Begriff geworden. Es setzt eine Gemeinsamkeit der Liebe und des Werkes voraus. Das verlangt Vorstellungskraft, Phantasie. Es umschließt Unmittelbarkeit des Zutritts zu Gott und zugleich Keuschheit vor Gott, nicht ein sich Hinwerfen wie vor einen Götzen. Vielleicht war der barmherzige Samariter nichts als ein kleiner Hausierer auf seiner Geschäftsreise nach Jericho. Er sah, da lag einer am Wege, vielleicht hatte er selber einmal so dagelegen. Da fragte er nicht lange, was los ist, er half einfach und sah auch sonst nach dem Rechten, aber dann ging er seiner Wege, er „klebte“ nicht. Ob es je zu einem Gegenbesuch und zu persönlicher Freundschaft gekommen ist, wissen wir nicht. Vor allem aber ist hier nicht das geringste Bemühen, einem anderen vorher den eigenen Standpunkt klarzumachen, beschämend allerdings für Priester und Leviten.

Christus der Freund. Einmal freilich kommt wohl auch der Augenblick, da er mehr ist als nur Freund, da wir wie Thomas sagen müssen: Mein Bruder und Freund, mein Helfer und Erlöser, mein Herr und mein Gott. Aber für uns liegt im Anfang dieses Satzes der Durchgang zu seiner ganzen Höhe. Ich sage, daß Jesus der Freund ist, dadurch, daß er auf das Menschliche eingeht nicht von obenher als der Herr und Sklavenhalter, dem es, wie etwa einem der antiken Götter gelang, Macht über lebendige Seelen zu gewinnen, sondern als einer, der das Menschliche auf eine Höhe hebt, in der das Göttliche so vorstellbar, so echt ist, daß es angededet werden kann als Vater. Wie sollen wir uns Liebe vorstellen, ohne sie je gespürt zu haben, wie Gott, ohne ihn je angededet oder seine Anrede vernommen zu haben? Wenn es keinen Gott gäbe, keinen wahrnehmbaren, im Hauch verspürbaren Geist Gottes, ihn würde uns Jesus durch die Anrede Vater verspürbar machen. Wir könnten Atheist sein wie der Inder, der Buddha verehrt als den Erleuchteten, der auch den Gott auslöscht in seiner Welt

des Scheins — durch Jesus würden wir den verlorenen Gott wiederfinden, ja dem nie Gesuchten erst begegnen. Wie erfassen wir, befreit von der Last der Dogmatik, befreit auch von der Last des Zweifels an der Dogmatik, das echte Jesusbild, das für uns echte? Wir erfassen es in einer Gemeinschaft mit Christus, die des mystischen Apparates, der kirchlichen Routine nicht bedarf. Daß wir dennoch der Seelenübung bedürfen, der Disziplin, der Meditation, soll nicht geleugnet werden. Auch wir beten das Vaterunser.

Freunde sein, auch über die Unterschiede der Glaubensformen hinweg, scheint mir heute die Aufgabe. Oft haben wir das Gefühl, daß die christlichen Konfessionen des alten Glaubensstreites müde sind. Die Welt ist voll neuer Aufgaben, die unlösbar sind ohne neue Entschlüsse. Die Konfessionen, auch das Quäkertum, sind nicht das Christentum selber, ich sagte es bereits: sie sind nur Zugänge zum Christentum, zu dem Christus, der lebt und den wir nachahmen, nein, im Stirb und Werde immer neu erleben und mit einschließen dürfen in die herrliche geistige Welt, deren Ausdruck die Freundschaft ist. Freundschaft öffnet unsere Augen dafür, daß es eine Seele ist in unendlich vielen Menschen, die in allen Ländern wohnen. Und im Einzelfalle ist es, wie Platon sagt: Gott macht die Freunde, Gott bringt den Freund zum Freunde.

*

Eine Botschaft der Freundschaft kam zu uns, unmittelbar nach dem Weltkriege, unerwartet, ungerufen. Es war äußere Hilfe, es war — was noch wichtiger, noch bescheidener ist — der Beistand im Versuch zur Selbsthilfe. Was nicht nur einzelne von uns, sondern viele deutsche Menschen, Beamte und Privatpersonen, Gebildete und Ungebildete, mit diesen wenigen Menschen zusammenführte, die damals aus England und Amerika kamen, das war — ich möchte es so nennen — die Sachlichkeit ihres guten Willens, der Versuch, von uns zu lernen, wie sie es in diesem Lande recht machen könnten, ein gutes Werk zu tun, ohne mißverstanden zu werden. Diese Menschen waren so einfach und natürlich in ihrem Benehmen, daß es schwer war, ihre äußere Position zu erkennen, ob reich

oder arm, ob gelehrt oder ungelehrt, ob Privatperson oder Ausdruck einer Kirche, einer philanthropischen, vielleicht aus irgendeinem Grunde besonders deutschfreundlichen Gesellschaft. Aus dieser schlichten Hilfsbereitschaft entstand langsam die gegenseitige Anteilnahme, ein Besinnen mit geschlossenen Augen gleichsam, eine Folge von geistigen Entdeckungen, ein Anteil auch am Geistesleben des anderen Volkes, und dann da, wo etwa diese Dinge begannen fremd zu werden und auf sich zu beruhen, ein Erinnern bei uns an verwandte, fast vergessene Bewegungen in Deutschland, in der Zeit des Pietismus und der Humanität zuerst, aber noch weiter zurück, an die große, kaum gekannte Bewegung der Gottesfreunde, die immer reicher und bedeutungsvoller wird, je mehr wir von ihr wissen. Eine Bewegung, im tiefsten hervorgegangen aus der Seele des deutschen Volkes in einer seiner aufwühlendsten geschichtlichen Epochen.

Erst allmählich war erkennbar geworden, daß hinter den Quäkerhilfen, den Quäkerbüros eine religiöse Gesellschaft stand, der an Hilfe, an Mitteln und Beistand zuströmte, was sie bei weitem aus eigenen Mitteln nicht aufzubringen vermochte. Wichtiger als die äußere Verwaltung und Mühe war der innerliche Auftrag. Also Mystik? Ja, und die Art und Gradheit des Handelns ständig wachgehalten aus einem unscheinbaren Quell der Krafterneuerung, aus der schweigenden Andacht, die nicht angekündigt, doch jedermann zugänglich ist. Sehr einfach und zugleich erstaunlich schien diese Methode. Es gibt große Lehrer der Meditation, vielleicht in Indien, vielleicht im Mönchtum, oder auch bei den Gnostikern unserer Zeit. Nichts dergleichen findet sich im quäkerischen Bereich, und doch diese Art des Wirkens aus dem Geistigen heraus. Wir sind Freunde geworden, und das Merkwürdige schloß sich an, eine Aura, die auch in anderen Ländern gleichsam die Umgebung des Quäkertums ausmacht — in Deutschland sind es die Freunde der Freunde.

Ich habe eingangs von dem Unterschied zwischen unserer Zeit und der Zeit des Urchristentums gesprochen. Es mag genügen, daß ein voller Strom des Lebens durch das Urchristentum hindurchging und weiterdrang durch die Jahrhunderte.

Urchristliche Formen und Symbole sind uns ehrwürdig. Doch sie mögen uns fern gerückt sein wie auch die Formen des alten Quäkertums, die da und dort in England noch leben. Die alten Freunde hielten sich an diese Formen, weil sie damit ihre Unabhängigkeit, ihre Unberührtheit zum Ausdruck bringen wollten gegenüber den Parteien des Bürgerkrieges im damaligen England, in jenem blutigen, für das moderne England entscheidenden 17. Jahrhundert. Ähnliches war in Amerika der Fall, dort gaben Quäkertum und Puritanertum das Gepräge einer geistigen Haltung, die immer wieder erstaunt durch ihre Spannung zwischen nüchternem Realismus und moralischen Forderungen. Wir wissen nicht, ob nicht die Menschen, in denen die Gottesfreunde der vergangenen Zeit wieder erwachen wollen, um das damals Unverwirklichte in neuer Weise zu verwirklichen, einmal auch an ihrem Volke eine Aufgabe haben in dieser Zeit, die wohl für die Zukunft des deutschen Volkes ebenso entscheidend ist wie einmal das 17. Jahrhundert in England es war. Wie einmal die Brüdergemeine, wiedererstandene im sächsisch-böhmischen Grenzland, ihre alte Aufgabe, Mittler zwischen zwei Völkern zu sein, wieder lernen, erkennen sollte, so hat auch das Quäkertum, auf deutschem Boden am ehesten vorstellbar als eine Wiederkehr der Gottesfreunde, die einmal vom Rhein her mit den Ländern des Westens in Verbindung standen, seine Aufgaben auf dem Festlande. So steckt im Quäkertum der Keim einer Weltreligion, es ist der jüngste Ausgang einer neuen Religion auf christlicher Grundlage. Es ist in seinen Anfängen aus einfachem Bauernverstand hervorgegangen, doch es stand früh in Verbindung mit der höchsten Geistigkeit seines Jahrhunderts. Immer wieder wird es seine Kraft aus dem Einfachen schöpfen. Das war das Geheimnis von George Fox, in dem das Evangelium aufbrach mit ganz ursprünglicher Gewalt, als ein Inneres Licht, das sich verwirklichen will durch die Kinder des Lichts.

Uns könnte manchmal das Quäkertum wie eine ins Laientum übertragene, mildere Anwendung der strengeren Gesetze des Mönchtums erscheinen. Eine neue Sitte des Schweigens, so heißt es in einem Bericht über den Cluniazenserorden des 10. und 11. Jahrhunderts, habe da geherrscht. Durch harte Kloster-

zucht geschah die Bändigung des rauhen, nordischen Menschen. Zu gewissen Stunden durfte im Claustrum niemand reden. Zu Zeiten herrschte völliges Stillschweigen bei Tag und Nacht. Das ungebärdige Ich lernte hören, nicht auf den Menschen, sondern auf das Schweigen über den Menschen. Verboten war es sogar, daß zwei Mönche miteinander sprachen. Freundschaften wie in der sinnlichen Welt sollte es nicht geben. Man lernte Disziplin, Sauberkeit auch der Kleidung, des Schuhwerks, Einfachheit der Nahrung wie der Kleidung. Das war wie eine Fortsetzung jenes alten Eremitentums, das sich einst in Höhlen und Klüften in der Wildmark zwischen kämpfenden Stämmen, zwischen einander fremden Dorfgemeinden nach der Völkerwanderungszeit niederließ. Aus jener geheimnisvollen Zeit des 5. und 6. Jahrhunderts stammen die meisten Heiligen der alten Kirche. Wie bedeutungsvoll erscheint uns heute wieder jene klösterliche, eremitenhafte Übung! Wie sich damals Einzelne zwischen kämpfenden Lagern ansiedelten, wie sich Männer das Schweigen auferlegten, so ist die schweigende Andacht die milde und heitere Lehre des Quäkertums in unserer Zeit, so gibt es ein Eremitentum der Gruppe, die ohne äußeren Auftrag nichts anderes sucht, als Gottesfreundschaft auszustrahlen in verschiedenartige Umgebung. Immer wieder, in jedem Zeitalter auf neue Weise, geschah Rettung des Christentums, Weitertragung der Botschaft auch durch die Sturzbäche, die Lawinengefahren einer Welt, die nicht immer Ebene ist, sondern vor uns stehen kann als ein Gebirge, bedeckt mit Eis und Schnee. Das alte Priestertum trägt nicht zufällig noch das lange Gewand der Antike, das Mönchtum die Kutte des Mittelalters. Das Quäkertum, auch ohne die Sukzession des Priestertums, verkörpert doch, wie einmal Richard Wilhelm sagte, etwas von einem noch lebendigen Priestertum in Europa. Sein Gewand ist das Kleid der Zeit, das Kleid des arbeitenden Menschen, des Reisenden. Man sagt von den alten Quäkern, daß sie den Hut nicht abnahmen und Grußformeln nicht brauchten. Das war ihre Reisetimmung, ihr Gefühl des Auftrags, des großen Unterwegs.

Bescheiden, doch sichtbar geht die Geschichte der Religiösen Gesellschaft der Freunde neben der großen Geschichte

her, und nie mit einem geringeren Anspruch, als sie eines Tages abzulösen und selbst große Geschichte zu werden in einer neuen Epoche der Beziehungen zwischen Menschen und Völkern. Nur so hat ja auch das Wort vom Reiche Gottes, hat die Verheißung an die Sanftmütigen, die das Erdreich besitzen sollen, einen Sinn. Auch bei den Gottesfreunden der alten Zeit war es der Gedanke, das Reich Gottes von unten her aufzubauen, von der einzelnen Seele her aufzubauen. Von ihnen heißt es: Die Religion soll ganz nur fließendes Leben sein der in Gott gewurzelten Persönlichkeit und von Seele zu Seele fortgewirkt werden, ohne daß unpersönliche, von Personen nur gehandhabte Mächte dazwischentreten. Zu allem, was die Kirche als Institution begründet, zur regulierten Kulturhandlung, zum geistlichen Amt, zum Sakrament, zu allem, was in der Kirche den Charakter einer rechtsverbindlichen Norm angenommen hat, stehen sie in innerlicher Widersetzung. Nicht daß sie die Kirche bekämpfen, aber es ist ihr Bestreben, sie überflüssig zu machen. Nur ein erzieherischer Wert kann den Ordnungen und Weisen zugestanden werden. Denn Knechtsgesinnung verträgt sich nicht mit der Freiheit der Kinder Gottes. Und das Pietätsverhältnis des Kindes ist nicht einmal die letzte Stufe, bei der der rechte Gottesfreund stehenbleiben dürfte — er soll fortschreiten zur Wesensvereinigung mit Gott, zur Vergottung. So erscheint ihnen denn auch aller Zwang in Glaubenssachen als ein Verbrechen an dem Göttlichen im Menschen, als eine Entwürdigung Gottes. Gott klagt und müht sich wohl um uns, aber „Gott zwingt niemand mit Gewalt“.

Ich habe versucht, deutlich zu machen, was der Religiösen Gesellschaft der Freunde von ihrem Namen her eigentümlich ist. Es ist in der Tat eine Abgeschlossenheit gegen andere Formen christlicher Gemeinschaft, und doch wieder ein Mangel an Abgeschlossenheit. Es ist Mystik, soweit diese die vorbereitende Seite des Handelns ist, und es ist Glaube, der eindringen kann in die Berufe, in das Arzttum, in die Staatskunst, in Philosophie, in soziale Tätigkeit. Es ist überkonfessionell und zugleich eine Kraftreserve, ein Zuschuß, ein unzerstörbarer freudiger Rest. Es ist eine kleine Gesellschaft, deren Handeln übereinstimmt mit dem Handeln guter und

mutiger Menschen, auch wo sie sich nicht Quäker nennen wie Elsa Brändström oder Fritjof Nansen, mit hilfreichen Menschen aus allen Bereichen, mit Menschen im Amt und ohne Amt, mit Müttern und Kindern, mit Armen und Reichen. Und es gibt kein Beispiel, wo die Welt den Quäkern nicht offen gewesen wäre. Fast immer war der Gruß an sie ein Lächeln. Was für ein Lächeln mochte es sein? Manchmal gewiß das Lächeln der Nachsicht, der neugierigen Ironie. Aber manchmal auch das frohe Lächeln des Verstehens, des Willkommenheißen.

Das Religiöse, das ist das Gegenteil des Mechanischen, des durch Häufung Vermehrbaren, des durch Teilung Zerlegbaren. In ihm kommt zum Ausdruck, daß Gutes und Böses unterschieden werden, daß gewissen Dingen Widerstend geleistet werden muß auf seelische Weise, und daß andere Dinge herbeigezogen werden auf seelische Weise. Ich weiß nicht, ob es Beispiele gibt, daß jemals Böses durch Böses ausgerottet wurde, etwa Diebstahl durch Diebstahl, Mißhandlung durch Mißhandlung, Krieg durch Krieg. Die Zeit ist freilich, ohne sich umzuschauen, auch über viel Leid und Unrecht hinweggegangen. Viele Dinge in dieser Welt sind durch Gewalt entstanden, andere nicht. Es sieht aus, als ob die Dinge, die nicht durch Gewalt entstanden sind und sich durch Gewalt nicht herstellen lassen, — im Grunde auch des Schutzes der Gewalt nicht bedürfen, wie z. B. die Schrift, die Kunstwerke, die Familie, die Stadt — länger dauern und stärker strahlen als Werke der Gewalt, die hauptsächlich auf Besitz hinauslaufen, der sich immer wieder ändert. Gewiß, das Religiöse, verstanden als gewaltloses Werden, als Willensdurchsetzung durch kluge Güte, ist keine sicherere Sache als etwa die starken Bataillone. Das Abenteuer bleibt, in diesem Falle wie in jenem. Auch von Jupiter her, von Mars und von Dionysos her kam einmal die Botschaft: Gott ist Mensch geworden. Vergleichen wir damit die Christusbotschaft: Gott ist Mensch geworden. Welch einen andern Klang hat sie! Das mögen wir als ein Wunder hinnehmen, wir mögen an das Geheimnis der Wandlung, der Auferstehung glauben oder nicht, das eine ist sicher, daß den Freunden Christi die Möglichkeit gegeben ist, so zu leben, daß von jedem, und wäre es noch so leise, gesagt werden kann:

Gott ist Mensch geworden. Nicht aber: der Mensch ist Tier geworden.

Unsere Zeit, wie ich vorhin sagte, ist eine Zeit der Abgründe und der Berggipfel, der hohen Ausblicke und der reißenden Gefahren. Sie ist voll der größten Perspektiven, voll der erregendsten, schöpferisch-glücklichen Momente besonders für Dichter, Gärtner, Schiffsleute und Organisatoren. Vielleicht auch für Mädchen bis zu 25 Jahren. Sie ist dagegen offensichtlich quälend, beunruhigend, verwirrend und herabstimmend für Berufspolitiker, Kaufleute, Soldaten, Geistliche und Lehrer. Auch für Frauen in dem Alter, das eine aufheiternde Umgebung fordert. Alte Wertsysteme sterben ab, neue Wertsysteme bilden sich, was bleibt, ist die Wanderung. Die letzten fünf oder sechs Jahrzehnte stehen vor uns in einem Licht, von dem wir nie geglaubt hätten, daß es in unsere Welt so ungehinderten Einlaß fände. Wir haben eine Art der Lebensbetrachtung, die uns zwingt, selbst längst Geschehenes erbarmungslos nachzuprüfen und unser eigenes Dasein wie aus weiten Abständen zu betrachten. Alle Möglichkeiten der Raumüberwindung in unserer heutigen Welt haben uns noch nicht den Mut gegeben, die Menschheit als ein Ganzes anzusehen und sie endlich auch vom Religiösen her als ein Ganzes anzureden, wie es bis jetzt nur von den Häuptern der großen Dichtungs- und Musikepochen in ihren großen Werken geschah. Dennoch wissen wir, daß die Welt auf diese Anrede wartet, die größer ist als Beethoven. In allen Dingen der Forschung und der Technik sind Europa und Amerika mit dem Anspruch, sogar mit dem Recht hervorgetreten, Führer der Welt zu sein. Uralte Weisheit, blütenhafte Einfalt der fernen Völker sinken hin vor den immer weiterschreitenden Entdeckungen und Wissensanwendungen, zugleich aber auch vor dem Pesthauch des Materialismus, der die Völker nirgends so sehr bedrückt, so in Ketten schlägt, so unfähig macht, wahrhaft Anfänger und Gewinner einer neuen Welt zu sein wie in Europa. Ein Streben nach dem höheren Plane ist in den Herzen. Die Allgewalt des Materialismus, der Gewaltanbetung erfüllt unzählige mit Sorge und Grauen. Ein Sehnen nach Verinnerlichung, nach Wiedergutmachung findet immer wieder seinen unbeholfenen Ausdruck. Wahrlich, da ist jenes geistige Ere-

mitentum der Andacht, des Schweigens, da ist das Abenteuer zum Guten hin in seiner Bedeutung erst in seinen Anfängen bekannt. Mögen die Einflüsse der griechischen, der römischen Welt auf Europa allmählich verblassen, mag selbst die Kirche gescheitert sein in ihrem Versuch, eine große menschliche Kulturgemeinschaft herzustellen, immer aufs neue wird dieser Versuch wiederholt werden, im Austausch werden neue Einflüsse zu uns kommen, von Amerika her, von Indien her. Die Religiöse Gesellschaft der Freunde hat durch ihr Sein und Unternehmen bewiesen, daß sie tiefsten Anteil nimmt an den inneren Fragen und Anliegen der Menschheit. Hier liegt, von Christus her, ihre Aufgabe. Jede Nation darf sich glücklich schätzen, die da ihren Beitrag gibt. Aus der Tiefe der deutschen Seele stoßen zu denen, die der bedenklichen Situation unserer Welt mit der Schau einer verwandelten Erde, mit der Intuition des Handelns in dieser Schau begegnen, die Menschen, in denen der Geist der Gottesfreunde wieder wach werden will. „Gott ist Mensch geworden“, sagt der Deutschherr, der Mystiker. „Wüßte Gott ein Besseres denn Gott, dieses hätte er lieb.“

QUÄKER-VERLAG, BAD PYRMONT

- Hans Albrecht, **Urchristentum, Quäkertum und wir.** 32 Seiten geh. 0,60
Hans Albrecht, **Was ist uns das Quäkertum.** 20 Seiten . . . geh. 0,40
Hans Albrecht, **Was bedeutet Mitgliedschaft bei den Quäkern?**
12 Seiten geh. 0,16
Alfons Paquet, **Ballade von Georg Fox.** 36 Seiten geh. 0,60
Alfons Paquet, **Der Reifer von Damaskus.** Drei Gedichte. 16 Seiten.
. geh. 0,40
Alfons Paquet, **William Penn.** Ein Schauspiel. 140 Seiten geh. 1,—
. geb. 1,80
Alfons Paquet, **Inneres Licht und Nazarener.** 16 Seiten geh. 0,10
Theodor Bäuerle, **Gustav Werner, Ein Mann der Tat.** 32 Seiten.
. geh. 0,60
Bruder Laurentius, **Die Vergegenwärtigung Gottes im praktischen Leben.** 2. Auflage. Betrachtungen eines französischen Karmelitermönchs aus dem siebzehnten Jahrhundert. 72 Seiten geh. 0,30
M. B., **Gedankensaat für jeden Tag der Woche.** Diese kurzen Betrachtungen, in denen jeder Tag der Woche unter einen besonderen Gedanken gestellt wird, haben sich in der Praxis als ganz besonders heilsam und hilfreich erwiesen. 22 Seiten geh. 0,30
M. B., **Die Schwingen der Gedanken.** „Wie der Mensch denkt, so ist er.“ Diese kleine Schrift will praktisch helfen, aufbauendes, schöpferisches Denken in uns zu fördern, niederziehende Gedanken in uns zu besiegen. 38 Seiten geh. 0,50
Christliches Leben, Glauben und Denken in der Gesellschaft der Freunde. Erster Teil der christlichen Unterweisung in der Religiösen Gesellschaft der Freunde in Großbritannien. 156 Seiten geh. 1,44
. geb. 2,40
Christliches Wirken in der Gesellschaft der Freunde. Zweiter Teil der christlichen Unterweisung in der Religiösen Gesellschaft der Freunde in Großbritannien. 141 Seiten geh. 1,32
. geb. 2,28
Christliches Leben — Christliches Wirken. Zusammen 297 Seiten in einem Leinenband gebunden 4,08
Arthur St. Eddington, **Die Naturwissenschaft und die Welt des Unsichtbaren.** In wohltuend abgeklärter und feiner Art wird die Stellung jedes vernünftigen Menschen zur Erfahrung, zu den Dingen der mit den Sinnen faßbaren Umwelt und zu ihrem Sinngehalt behandelt. 39 Seiten geh. 0,84
Joan Mary Fry, **Freundschaft und Freiheit (Porto extra)** 0,06
Joan Mary Fry, **Das Sakrament des Lebens.** Das ganze Leben ist ein Sakrament. 43 Seiten geb. 0,45

QUÄKER-VERLAG, BAD PYRMONT

- A. Ruth Fry, Ein Quäker-Wagnis.** Die abenteuerliche Geschichte eines Friedensfeldzuges während und nach dem Kriege. 392 S. geh. 3,30
geb. 4,20
- A. Ruth Fry, Die Weise der Quäker.** Ein Versuch, die Lebensgesinnung des Quäkertums zu schildern durch das Leben und Wirken der „Freunde“ vergangener Zeiten. 304 Seiten geh. 2,40
geb. 3,30
- Alfred C. Garrett, Stephen Grellet.** Lebensgeschichte eines bedeutenden, aus Frankreich stammenden Quäkers, der auf weiten Reisen für die Durchsetzung quäkerischer Gedanken mit Umsicht und Energie gewirkt hat. 152 Seiten geh. 1,44
geb. 2,28
- John William Graham, Der Glaube eines Quäkers.** Eine zusammenfassende, groß angelegte Darstellung des Quäkerglaubens aus der Feder eines englischen Quäkers. 304 Seiten geh. 3,20
geb. 4,32
- T. Edmund Harvey, Die lange Pilgerfahrt.** Menschlicher Fortschritt im Lichte christlicher Hoffnung. 63 Seiten geh. 0,30
- Carl Heath, Der Ruf Karl Barths.** Diese Auseinandersetzung mit der Theologie Karl Barths und seiner Schule hat überall starken Widerhall gefunden. 24 Seiten geh. 0,60
- Carl Heath, Religion und öffentliches Leben.** Der Leiter der Missionsarbeit der Gesellschaft der Freunde in England spricht hier die Überzeugung aus, die das Werk der Gesellschaft trägt: die Menschheit bildet eine freie geistige Gemeinschaft, verbunden in der Verwirklichung des Ewigen. 84 Seiten geh. 0,30
- G. K. Hibbert, Inneres Licht und modernes Denken.** Die heutige Psychologie und der Glaube an das innere Licht. 51 Seiten geh. 0,48
- Wilhelm Hubben, Die Quäker in der deutschen Vergangenheit.** Die Geschichte der Quäkerbewegungen in Deutschland vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 202 Seiten geh. 3,36
geb. 4,32
- George B. Jeffery F. R. S., Christus gestern und heute.** 40 Seiten geh. 0,60
- Rufus M. Jones, Geistige Reformatoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.** Aus diesem Buch gewinnt der Freund geistiger Religion ganz neue Blicke in die Geschichte des religiösen Lebens und Ringens im 16. und 17. Jahrhundert. 450 Seiten geh. 4,32
geb. 5,40
- Rufus M. Jones, Vom Sinn und Endzweck des Lebens.** Mit einer Einleitung von Rudolf Otto. . . . Ein Zeugnis von feinsten Seelenkultur in formvollendeter Rede . . . (aus „Theologie der Gegenwart“). 254 Seiten geh. 2,40
geb. 3,36